Laterna Magica : 8. Teil [Fortsetzung]

Autor(en): **Mieg, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **67 (1996)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-918010

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Laterna Magica (8. Teil)

von Peter Mieg

Ich glaube, ein ganzes Jahr war ich nicht an dieser Maschine im zweiten Stock; die sogenannt kalte Jahreszeit lag dazwischen. Sie dauert bei uns neuerdings etwa acht Monate. Wir schreiben Ende Mai, und bis vor wenigen Tagen musste man heizen, der abscheulichen Bise wegen, die durch alle Ritzen dringt, schlimmer, mich nervös und reizbar macht.

Da muss ich an die Worte von Franz Max Herzog denken, der so oft sagte: «Achtung, ich bin gereizt.» Worauf ich nie reagierte, höchstens lachte. Seine Umgebung konnte die Gereiztheit zu spüren bekommen, nicht ich. Ja, warum ich nun wieder an diesen Erinnerungszeilen schreibe, hat seinen Grund vor allem darin, dass ich mit dem Beginn eines Streichquartetts mit zwei Bratschen nicht zufrieden bin und die Flucht vor dem Klavier ergriffen habe. Vielleicht ist es wirklich so, dass ich für eine kompositorische Arbeit nicht mehr tauge. Was ich zuletzt beendet habe, ist ein Tripelkonzert für die Festival Strings, worin noch etwas von erfinderischem Elan ist.

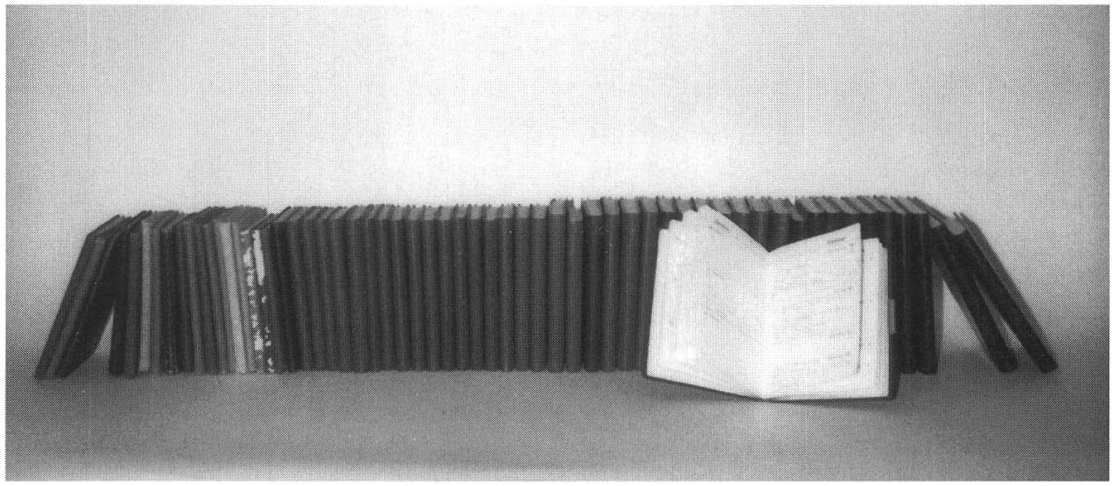
Ruedi Baumgartner jedenfalls hatte Freude, als ich ihm das Ding vorspielte, und er sprach auch in frischen Worten davon zu den Waldecks aus Berlin, die letzte Woche beim Bach-Fest in Seon auftauchten: Oskar Waldeck leitete vor drei Jahren in Altstetten die Aufnahme des Zweiflötenkonzerts für Ariola/Eurodisk. Und ausser dem Tripelkonzert habe ich das Bläserquintett geschrieben und das Duo für Flöte und Bratsche, das durch Günter Rumpel und Andràs von Tószeghi für eine weitere Kammermusikplatte aufgenommen wurde. Das Bläserquintett aber wies Mängel auf: es war zu dicht im Satz, und ich hätte die Oboen- und Hornstimme ändern sollen, hätte Pausen anbringen müssen, aber das hätte die ganze Struktur verändert, und so setzte ich statt der Oboe eine Violine, statt des Horns eine Bratsche ein. Der Klang wird dadurch sehr verändert sein. Mein Verleger aber meint, solche Mischung sei nur von Vorteil. Das bleibt abzuwarten. Die Uraufführung soll in Winterthur stattfinden.

Nun denn: soll ich wirklich an diesen Seiten weiterschreiben, so unnütz das Unterfangen ist? Ich könnte auch mit der Frage unseres Physiklehrers an der Kantonsschule in Aarau einsetzen, der die Stunde mit der unmöglichen Frage begann: «Seite wo sind wir stehen geblieben?» Ob ich das schon geschrieben habe? Ich muss die frühern Seiten nachlesen. Wie peinlich wäre es, wenn ich mich dauernd wiederholte! – Wir aber suchen ja die Wiederholung, wir möchten ja, dass das Schöne nicht einmalig sei. Wir wissen indessen genau, dass es eben einmalig ist und dass eine Wiederholung unmöglich ist. Warum aber immer dieser Wunsch nach Wiederholung? Welcher Schwäche entspringt er? Uns mangelt wohl die Kraft, mit dem Erleben des Schönen und Guten die

Einsicht zu verbinden, dass es sich nie wiederhole. Wir geben uns dem Wunsch nach Wiederholung hin, sagen einander: auf bald. Und dabei ist dies Bald, wenn es eintritt, neu und verändert und hat andere Eigenschaften, wenn wir überhaupt fähig sind, dies Bald zu erleben.

Wer erlebt heute etwas? Der Tag, der Alltag ist so bedrängend geworden, dass wir des Erlebens nicht fähig sind. Wir leben nur der Kette von Minuten, die den Tag ausmachen, und vergegenwärtigen uns nicht das Einmalige und Unwiederbringlich: wir haben nicht mehr die Zeit zur Meditation. Und Meditation wäre doch das einzig Sinnvolle.

Das Tagesgeschehen habe ich in kleinen Taschenkalendern festgehalten. Sie können nicht als Tagebuch bezeichnet werden. Es sind vielmehr nur die Tatsachen, eben die kurzatmigen nüchternen Tatsachen. Denken und Fühlen finden sich da nicht, finden sich nirgends ausser in meinen Arbeiten auf kompositorischem oder malerischem Gebiet. Oder sollten sie sich auch in den kleinen Geschichten finden, die vor dreissig oder vierzig Jahren geschrieben waren?



Peter Miegs Taschenkalender: lückenlos von 1919 bis 1990.

Die knappen Tatsachen anlässlich meiner Reisen finden sich auf einzelnen Notizseiten, die in beschrifteten Couverts liegen. Diese Couverts sind chronologisch geordnet, und ich muss sie hervorziehen, wenn ich bestimmte Dinge erwähnen will. Aus dem Jahr 1949 gibt es ein Couvert mit Notizen aus Paris, aus dem Mai. Lotte Hüssy sagte mehrmals: «Im Mai pflegst du ja nach Paris zu gehen.» Das war wirklich sehr oft der Fall. Es war der Monat des blausilbernen Lichts mit dem Flimmern über den grauen Bleidächern und dem Aufleuchten des Goldes bei den Architekturen, mit den blühenden Kastanien in den Gärten.

Ich wohnte bei Franz Max im Hôtel des Saints-Pères, und die Arbeitsstunden galten der Partitur des Violinkonzerts, das seine eigene Geschichte hatte, mit dem unbrauchbaren Finale, mit der Umstellung der ersten beiden Sätze, die, wider Erwarten, dennoch konzertmässig gegeben wurden. Es waren die lustigen Stunden mit Henny Calini, Arthur von Daehne, Jean und Georgette Epiney, Harry Brown, Kathrin Baumgartner, Magdi Rufer, Peter Hächler und vielen andern, mit den Fahrten nach Saint-Cloud, St. Cyr, Marly-le-roi, Montfort l'Amaury, mit Besuchen bei Guy Bernard de la Pierre, bei Annette Kolb im Hôtel Cayré, jenem Hotel, das sie jahrelang bewohnte und das die Unbill ihrer Vergesslichkeit in Überschwemmungen im Badegemach zu spüren bekam.

Ein Beispiel aus: «Les Grâces de chez Rumpelmayer».

Auch Spaziergänge gehörten zu jenem Aufenthalt, im geliebten Parc Monceau, dem mir wohl liebsten aller Pariser Gärten, mit den Teichen, Grotten, dem Vogelgezwitscher, dem Kindergeschrei und dem Geschwätz der Bonnen. Gibt es heute wohl noch jene Bonnen, die die kleinen Kinder im Wagen spazieren führen? Ich war auch eines Nachmittags wieder bei Rumpelmayer, dem Sprüngli von Paris, der indessen den Amerikanerinnen vorbehalten zu sein schien, die alle Thésalons mit einem Geschrei erfüllten, welches das Geschrei jeder Volière in den Schatten stellte. Die Impressionen der Schokolade oder Tee trinkenden und Törtchen essenden Amerikanerinnen fanden ihren Niederschlag in dem Album ‹A. Schwarz›, das ich während einer Gürtelrose vollzeichnete. ‹Les Grâces de chez Rumpelmayer› heisst die Folge von ganz aus der Linie lebenden, schauderhaften und irren Zeichnungen, die wohl die beste Therapie gegen jene merkwürdige Krankheit waren, die durch das Phänomen eines roten schmerzhaften Gürtels um den Leib charakterisiert wird, der, beim Nabel ansetzend, genau eine Körperhälfte umspannt.

Ich zeichnete täglich einige dieser figürlichen Szenen. Einmal aber gelangte ich bis auf neun Blätter, und da rief ich nachts 22 Uhr meinen lieben Arzt Fritz Meyer an und sagte ihm, ich sei nun nach diesen neun Blättern völlig verrückt. Er kam herbei, besah sich den Schrecken und schlug vor, nun ein Glas Vermouth zu trinken; und dann würde ich beruhigt einschlafen. Ein herrlicher Rat, und so einfach. Die Gürtelrose war noch nicht ganz abgeklungen, ich musste mich täglich pudern gegen den Juckreiz. Die Festspielkarten für Salzburg, das Hotelzimmer waren bestellt, und ich fragte mich, ob ich fahren könnte. Da riet mir ein zweitesmal Fritz Meyer wunderbar richtig, zu fahren: die Sache werde sich in Salzburg in kürzester Zeit beheben.

Im festlichen Tumult von Salzburg war alles im Nu vergessen. Ich wohnte wie immer auf dem rechten Salzachufer, diesmal im Hotel Roter Löwe, ich hörte Opern und Konzerte unter Furtwängler, Bruno Walter, Fricsay, Krips, ich traf Gottfried und Lianne oft, auch seine Mutter und seinen Bruder, ich traf Res Fischer, die damals die Antigone von Orff sang, traf Haefliger und ungezählte andere.

Bitte nicht ins Aufzählen kommen: das hat gar keinen Sinn. Und jeder, der von seinen Salzburger Erinnerungen erzählt, wird in der gleichen Manier aufzählen. Wen interessiert das schon? Wovon ich erzählen will, das betrifft nicht die Aufführungen, so sehr etwa von den Aufführungen der Zauberflöte in der Felsenreitschule zu erzählen wäre: sie waren die wunderbarsten, die ich erlebte, und ich erlebte sie bei mehreren Salzburger Aufenthalten. Das war voll szenischer Phantasie und vom Musikalischen her ausserordentlich: Furtwängler brachte Stellen zum Klingen, über die sonst hinwegmusiziert wurde. Die sehr gemessenen Tempi blieben nicht ohne Kritik. Sie waren indessen sinnvoll, da konsequent, und welch neue Wirkung hatten dann die wirklich bewegten Stellen!

Nein, ich möchte von Hellbrunn erzählen, jenem Park vor der Stadt, der die Intimität eines Gartens hat, dennoch die Grösse eines Parks besitzt und in

der Anlage voll des architektonischen Wissens ist. Wie klug berechnet die Durchsichten, die Aussichten! die Blicke auf die Feste Hohensalzburg, auf Schloss Goldenstein. Was Hellbrunn zum Ort des Zaubers macht, ist das Wasser, das stehende, das fliessende Wasser.

Die stehenden Wasser: das sind die rechteckigen Teiche, deren Spiegel fast bis zu den Rasenflächen reicht. Zeichnungen, Malereien, photographische Aufnahmen werden dem Phänomen dieser Wasser- und Grünflächen nie gerecht. Ich habe sie einigemale festzuhalten versucht, einmal gemeinsam mit Kathrin Baumgartner, die die gleiche Freude hatte an dem in einem kleinen Teich aufsteigenden Pegasus. Figuren der antiken Mythologie waren den Plastikern und Malern geläufig, die in Salzburg, seinen Schlössern und Gärten dekorierten und wirkten. Vor allem jenen, die in Hellbrunn tätig waren, der Sommerresidenz der Fürstbischöfe.

Ich sagte eines Tages zu Gottfried: «Eigentlich möchte ich einmal dem Erzbischof einen Besuch abstatten.» «Tu's», sagte Gottfried voll Hohn und im Wissen, dass dies kaum möglich sei. Ich habe den Besuch auch nie ausgeführt.

In Hellbrunn sind indessen die fliessenden Wasser vor allem wesentlich: die kleinen, kunstvoll kanalartig in ungebrochenen Geraden geleiteten Bäche, eher Bächlein, die glashelles Wasser führen. Diese Kanäle, von den Teichen zu weitern Teichen ziehend und das Wasser aus den Kunstgrotten oder den Wasserspielen aufnehmend, sind in ihrem raschen Dahineilen voll es gleichen Zaubers wie die kindlichen, so tief faszinierenden Wasserkünste selbst. Wer sie je gesehen hat, vergässe sie?! Ach ja, es sind natürlich Horden von Besuchern, die täglich die Wasserkünste von Hellbrunn erleben, nachmittags vor allem. Dann üben sie nicht mehr den gleichen Zauber aus. Man muss allein sein in Hellbrunn.

So kam es, dass ich oftmals am frühen Morgen hinfuhr. Ich muss sagen, dass es Augenblicke reinen Glücks waren, die ich am rieselnden Wasser der Bäche, an den stehenden Wassern der Teiche erlebte. Stets aber nur, wenn ich allein war. Nur das erstemal war ich in Gesellschaft, als ich mit Kathrin und Ruedi Baumgartner den Park sah und als mir Ruedi erklärte, jedesmal, wenn man den G-dur-Akkord der Wasserorgel mit den sich bewegenden kleinen Figuren des Theaterchens höre, wisse man, dass eine Führung beendet sei. Später, alle die Jahre hindurch, war ich allein dort. Man kann das Gefühl des Glücklichseins nicht teilen, auch im Menschlichen nicht. Ich glaube nicht daran. Wenn ich mir Stunden eines tiefen Glücklichseins in Erinnerung rufen will, dann sind es die Stunden in jenem Garten am Wasser, im besonderen an dem Teich mit den Tritonen und mit dem Blick durch Taxushecken auf einen andern Teich im Morgenlicht. Wie himmlisch schön war das alles! Und zu denken, dass jene Bäche immerfort eilig dahinrauschen, ohne Unterlass. Welches Phänomen: das stetige Fliessen eines Quells.